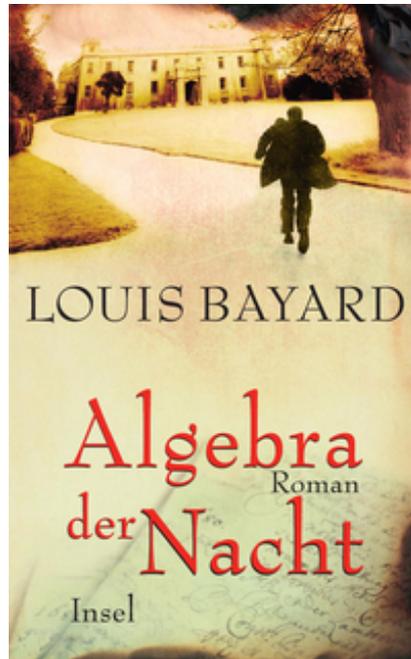


Insel Verlag

Leseprobe



Bayard, Louis  
**Algebra der Nacht**

Roman  
Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz

© Insel Verlag  
978-3-458-17532-2





Louis Bayard

ALGEBRA  
DER NACHT

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Silvia Morawetz

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
*The School of Night*  
bei Henry Holt and Company, LLC, New York

© Louis Bayard, 2010

Die Arbeit an der vorliegenden Übersetzung wurde durch  
den Deutschen Übersetzerfonds e. V. gefördert.

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17532-2

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

# ALGEBRA DER NACHT



*Für Mark H.  
Und jetzt hör auf, mich zu nerven.*



## Prolog

Drei- oder viermal pro Woche überkommt es sie. Kein Traum, eher eine Vision, kein Teil von ihr selbst, aber diffus an sie gerichtet.

Ein Mann. Arbeitet bis spät in einen Septemberabend hinein. Schweiß auf der Stirn und im Nacken. Sein Kopf ist gesenkt – im Gebet, denkt sie, nur dass sie derlei Beten noch nie vernommen hat.

»*Ex nihilo* ...«

Lapislazulibrocken klappern in einem Kupfertiegel.

»... *nihil* ...«

Unter dem Tiegel wächst prasselnd die Flamme eines Talglichts.

»... *fit* ...«

Ein Nebel aus Zinn wallt empor und schlägt sich als Pulver nieder. Die Luft knistert vor Spannung. Der Mann wirft die Arme hoch und brüllt. Vier Jahrhunderte später kann sie ihn immer noch hören.

»*Lang lebe die Schule der Nacht!*«



# TEIL EINS



Drei neue Ehen sind's, die hier geschlossen,  
Die eine zwischen Kreuzstab und Seeastrolab,  
Zwischen Sonn & Sternen die andere,  
Jetzt treulich eins wie Schwester & Bruder  
Und Kart und Kompass, einst entzweit,  
Gehen nun überein wie Herr & Knecht.

THOMAS HARRIOT »Drei Meerehen«



I

Wider Erwarten und entgegen meinen eigenen Vorstellungen ist dies eine Liebesgeschichte. Und sie begann ausgerechnet bei Alonzo Wax' Beerdigung.

Ich hatte Alonzo praktisch mein ganzes Erwachsenenleben lang gekannt, aber in den Monaten nach seinem Tod erfuhr ich einige überraschende Dinge über ihn. Zum Beispiel schickte er seinem morgendlichen Grey-Goose-Wodka einen Teller Schokoladeneis hinterher. Er hatte zwar nie eine Zeile von Alexander Pope gelesen – zu modern –, verschlang aber jeden einzelnen Comicstrip in der Washington Post (sogar »Family Circus«). Er war ein Duckmäuser, Lügner und Dieb und hätte für eine Originalausgabe von *Bussy d'Ambois* seine sämtlichen Großmütter erschlagen. Und mich mochte er gern.

Aber in diesen frühen Monaten der Trauer – oder wie man das nennen will, was wir für Alonzo empfanden – war die größte Überraschung die: Er war zum Katholizismus übergetreten. Aber nicht dazu gekommen, es seinen Eltern zu sagen, mäßig frommen Juden aus Rockville, die das Taufzeugnis bei der Durchsicht seiner Unterlagen fanden. Nach einigem familiären Hin und Her machte Alonzos Schwester Shayla sich auf die Suche nach einem Priester, bis ein Freund ihr erklärte, Selbstmord gelte in der Kirche als Todsünde. Also entschied sie sich für einen Gedenkgottesdienst in der Folger Shakespeare Library, die nicht nur aus Marmor war, sondern auch die weltweit größte Sammlung gedruckter Shakespeare-Werke und einen kleinen Berg gut erhaltener und

katalogisierter Elisabethiana beherbergte. Mit anderen Worten, die Mitarbeiter der Folger-Bibliothek taten ziemlich genau dasselbe wie Alonzo: Sie durchwühlten Kisten und Kästen nach jahrhundertalten Dokumenten, die von ihren Verfassern in der Regel für unbrauchbar gehalten worden waren.

Shayla war froh, auf den Weihrauch verzichten zu können, doch als sie am Eingang zum großen Saal die Trauergäste begrüßte, fiel ihr etwas anderes auf.

»Henry«, flüsterte sie. »Das hatte ich ganz vergessen. Ich kann Lautenmusik nicht ausstehen.«

Es gebe Schlimmeres, gab ich zurück. Beim letzten Gottesdienst, den ich in der Bibliothek besucht hatte, wurde eines buddhistischen Gastronomen gedacht, und wir waren eine Stunde lang tibetanischer Musik ausgesetzt: Handzimbeln und Schädeltrommeln und dazu ein kräftig gebauter, in ein Ziegenfell gehüllter Obertonsänger, dessen Tonfolgen sich wie Rülpsen anhörten.

»Außerdem«, fügte ich hinzu, »war das Lautenquartett deine Idee.«

»Ich hatte eigentlich gedacht, die bringen vielleicht eine Violine mit. Oder eine Oboe.«

»So ist das nun mal. Wenn ein Sammler von Elisabethiana stirbt, kommen die Lauten zum Einsatz.«

Aber nicht nur Lauten. Wichtige Leute waren erschienen, Alonzo die letzte Ehre zu erweisen, und hier und da konnte man zwischen Langschwertern und Hellebarden auch die gemeißelten Profile von außergewöhnlich wichtigen Menschen ausmachen: ein Mitarbeiter der Kongressbibliothek, ein Untersekretär vom Smithsonian, ein Botschafter aus Mauritius und sogar ein US-Senator, der ein langjähriger Freund und Wohltäter der Wax-Familie war und sich mit einer Gewandtheit durch die Menge grüßte, als sei dies ein Lobbyistentreffen. Alonzo, dachte ich, wäre entsetzt und geschmeichelt zugleich gewesen.

»Habe ich schon erwähnt, dass du seinen Nachlass verwalten sollst?«, sagte Shayla.

Sie wandte sich gerade noch rechtzeitig um, so dass sie meinen Gesichtsausdruck sah.

»Wenn du nicht willst«, sagte sie, »verstehe ich das.«

»Nein. Ich fühle mich geehrt.«

»Es gibt ein Honorar dafür, soweit ich weiß. Nicht *viel* . . .«

»Spielt das eine Rolle, wenn mir nicht klar ist, worauf ich mich da einlasse?«

»Nein«, sagte sie. »Heute brauchst du nur an deine Rede zu denken.«

Sie sah mich scharf an. Der Streifen des nachgewachsenen Haars auf ihrem Schädel leuchtete wie eine Kriegsbemalung.

»Du hast doch etwas vorbereitet, Henry? Alonzo konnte Gestammel nicht ausstehen, das weißt du.«

Aus genau diesem Grund hatte ich mir ein paar Stichpunkte auf Karteikarten notiert, aber als ich sie auf dem Podium vor mir ausbreitete, erfasste mich ein seltsamer Widerwille. So dass ich im letzten Augenblick beschloss zu improvisieren. Ich ließ den Blick über die gut dreihundert Trauergäste schweifen, die sich unter einem wuchtigen, mit Bandelwerk verzierten Gewölbe auf knapp dreihundert Quadratmeter Terracottafliesen verteilten – und machte mich absichtlich klein. Soll heißen, ich erzählte, wie ich Alonzo Wax kennengelernt hatte.

Es war der erste Tag unseres ersten Semesters und Alonzo war der allererste Student, der mir begegnete, und da ich es nicht besser wusste, dachte ich, alle Studenten seien wie er. (»Heute bedaure ich, dass dem nicht so war«, sagte ich.) Als Erstes offerierte Alonzo mir einen Schluck Pimm's, den er in einem kleinen Kristallgefäß in seiner Gesäßtasche bei sich trug. Und als er hörte, dass ich Englisch als Hauptfach gewählt hatte, wollte er meine Meinung zum *Wintermärchen* hören. Ich bekam etwa drei Sätze heraus, da unterbrach er mich schon und hielt mir meine Unbedarftheit vor. (»Genau dieses Wort hat er benutzt: unbedarft.«) Und als ich sagte, ich hätte Chapman nicht gelesen – nun, da dachte ich, er würde mich stehenlassen und nie wieder etwas mit mir zu tun haben wollen. Stattdessen lud er mich zum Essen ein.

»Es war ein *richtiges* Abendessen«, sagte ich. »Ein Menü. Mensa-Essen, erklärte er mir, sei bekanntermaßen krebserregend. »Na-

türlich hat man diese Erkenntnis unterdrückt, sagte er. »Aber die Befunde sind eindeutig. Dieser Fraß ist tödlich.«

Das Wort – *tödlich* – war mir entchlüpft und schwebte nun in der klimatisierten Luft. In dem Augenblick wünschte ich mir wirklich, ich könnte die Uhr auf die elisabethanischen Zeiten zurückdrehen, in denen dieser Saal ein Ort der Lustbarkeiten und der Zerstreung gewesen wäre. Maskenspiele, Theater und Tanz. Binsen auf dem Boden, frei umherlaufende Hunde, ein alles durchdringender Geruch nach Ackerbau und Viehzucht. Meine Stimme ununterscheidbar im Gewirr der vielen anderen.

Alonzo, fuhr ich hastig fort, bezahlte unsere Mahlzeit, wie er es für gewöhnlich tat. Er gab ein Trinkgeld, fast so hoch wie die Rechnung. Und er räumte ein, meine Ansichten zum *Wintermärchen* seien doch nicht so dumm, wie er anfangs gedacht habe. Chapman sollte ich aber trotzdem noch lesen. »Wenn du es zu etwas bringen willst«, sagte er, »musst du dich auf einen netten minderen Poeten kaprizieren.« Ich schob meine unbenutzten Karteikarten zusammen und schielte auf die Schlusszeile. »Alonzos Selbstsicherheit kam mir gewaltig vor. Ich war bloß ein Junge aus der Vorstadt, und er, so alt wie ich, trat mit dem Gebaren eines Professors auf. Und die *richtigen* Professoren, die waren von ihm nicht weniger eingeschüchtert als ich, und das mit Recht, denn er war . . .«

Er war was? Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, denn faktisch beendete sie den Satz für mich. Eigentlich begann sie einen ganz anderen. Einfach, indem sie in den Saal spazierte kam. Mindestens vierzig Minuten zu spät. Bis zum heutigen Tag bin ich mir nicht sicher, ob ich sie überhaupt bemerkt hätte, wenn sie dem Anlass entsprechend gekleidet gewesen wäre. Wie wir anderen auch, meine ich, in schwarzes Tuch und mit Trauerflor. Sie trug ein tailliertes altmodisches Kattunkleid mit enganliegendem Oberteil und weit ausschwingendem Glockenrock. Es war scharlachrot! Sie bewegte sich wie eine Frau, die ständig solche Kleider trägt. Niemand im Saal wirkte so ungezwungen wie sie.

Keiner sprach sie an. Wahrscheinlich warteten wir alle nur dar-

auf, dass sie ihren Irrtum selbst bemerkte. *Oh, die Hochzeit ist auf der anderen Straßenseite! In der Kirche der Kongregationalisten!* Aber sie ließ nicht erkennen, dass sie am falschen Ort gelandet war. Sie setzte sich ans Ende der dritten Reihe und wandte ihre Aufmerksamkeit gelassen dem Redner zu.

Und der war ich. Das hatte ich für einen Moment vergessen.

»Alonzo«, sagte ich, »war ein . . . ein großer *Sammler*, das wissen wir alle. Deswegen sind so viele von uns *hier*, oder? Aber für mich war nichts in seiner Sammlung . . . so einzigartig wie er selbst. Und . . .« *Mach Schluss. Schluss.* »Und daran werde ich mich immer erinnern.«

Wer sprach nach mir? Ich kann es nicht sagen. Kaum hatte ich wieder Platz genommen, versuchte ich, mir einen genaueren Eindruck zu verschaffen. Gar nicht so einfach, weil sie zwei Reihen hinter mir saß und seitlich etwas in nördlicher Richtung versetzt, was bedeutete, dass ich mich in regelmäßigen Abständen umdrehen musste. Irgendwie erhaschte ich zwischen Köpfen und Hüten ein paar Einzelheiten. Eine Fülle dunklen Haars. Ein weicher Arm, lässig über die Stuhllehne gebreitet. Und das Verführerischste: ein Schlüsselbein, das sich keck von ihrem schlanken Hals absetzte.

Und dann ertönte vom Podium der bebende Alt von Alonzos Mutter. »Mir geht das Herz über«, sagte sie, »wenn ich alle diese Menschen sehe, die sich zu Ehren meines Sohns versammelt haben.«

Nun könnte man denken, ich hätte Schuldgefühle gehabt. Weil ihr Sohn in diesem Augenblick das Letzte war, was ich im Sinn hatte. Ganz unrecht hätten Sie damit nicht. Aber jetzt kommt's: Man kann sich bei einer Beerdigung genauso gut nähern wie auf einer Hochzeit. Eher noch besser. Irgendjemand ist immer trostbedürftig.

Und Alonzo hätte besser als jeder andere verstanden, wie problematisch es war, um ihn zu trauern. Er hatte keine Kinder hinterlassen. Er hatte nie um Gefühle gebuhlt, er hatte überhaupt nie um etwas oder jemanden gebuhlt. Trotzdem verstand er mich. *Komm einfach wieder, wenn du fertig bist*, konnte ich ihn sagen hö-

ren. *Im Katalog von Maggs & Quaritch ist ein Brief, den ich dir zeigen will. Geschrieben an den Laird of Craighall . . .*

Und so glaubte ich, nach Ende des Gottesdienstes mein Ziel mit seinem Segen weiter verfolgen zu dürfen. Doch als ich aufstand, rief mir eine andere Frauenstimme nach.

»Henry!«

Lily Pentzler. Kurzleibig und langatmig. Körperhaltung wie ein Profi-Ringer, graue Haarbüschel über Johannisbrotaugen, in jeder Hand einen Stapel Cocktailservietten. Pose gequälter Barmherzigkeit, nicht speziell für diesen Anlass.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte ich.

»Ob ich Hilfe brauche?«

Lily war Alonzos Amanuensis. Ich verwende dieses Wort, weil es so auf ihren Visitenkarten stand. »Das heißt, ich sammle die Abfälle des Meisters auf«, hatte sie einmal erklärt. Und genau das tat sie auch jetzt.

»Die Sicherheitsleute haben uns fast eine Stunde warten lassen«, berichtete sie. »Der Blumenhändler hat keine Nelken geschickt, sondern Lilien. Alonzo hat Lilien gehasst. Das Büffet ist eben erst eingetroffen. Eben. Erst. Eingetroffen. Jeder, der sich etwas Endgültiges antut, sollte verpflichtet werden, sich vorher um alles zu kümmern – und zwar nicht per Gesetz, Henry, sondern per göttlichem Auftrag, etwa so: ›Herhören! Bevor du das tust, organisierst du erst mal deinen Gedenkgottesdienst, kapiert? Kauf den Kranz und sieh zu, dass die Bar bestückt ist. Lass das Scheißbüffet aufbauen, und *dann* bring dich um!«

»Verstehe, worauf du hinauswillst.«

»Das wird . . .« Die Serviettenstapel gerieten ins Schwanken. »Das wird zur Folge haben, dass der Selbstmord, wie wir ihn kennen, aus der Mode kommt.«

»Brauchst du Hilfe?«, fragte ich noch einmal.

Sie sah mich an.

»Du hast uns gefehlt, Henry. Warum hast du dich so lange nicht bei uns blicken lassen?«

»Ah, na ja. Viel zu tun. Der Lehrauftrag. Das Freiberuflerdasein. Dies und das . . .«

»Immer was Neues«, sagte sie, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»Genau.«

»Komm doch trotzdem nachher vorbei. Um fünf gibt's einen Leichenschmaus. Wir haben die ganze oberste Etage des Pour House für uns, und Bridget singt was rührselig Altmodisches. *Last Rose of Summer*, glaube ich. Wenn ich's mir recht überlege, erspar dir das lieber.« Sie lächelte halbherzig, drehte sich langsam um und kämpfte sich zum Büffet vor, das fast so hoch war wie sie selbst.

Gerade mal eine Minute war über dem Gespräch vergangen, aber das reichte. Die Frau in Scharlachrot war spurlos verschwunden. Ich streifte durch den großen Saal, sah nur mit halbem Auge nach den Armbrustbolzen und dem digitalisierten First Folio auf dem Touchscreen, auf dem die Seiten wie von Zauberhand umgeblättert wurden, und musste meine Niederlage erkennen. Bis an meinem östlichen Horizont, der Morgendämmerung gleich, ein langer bleicher Arm erschien. Der gegen die schwere Eichentür stieß.

Sie wollte gehen. So leise wie sie gekommen war.

Und wieder schritt das Schicksal ein. Diesmal nicht in Gestalt von Lily Pentzler, sondern in der von Alonzos achtundneunzig-jährigem Großvater, der mich für seinen Großneffen hielt und sich das nicht ausreden ließ. Seinem Seemannsgriff zu entkommen erforderte die Intervention des tatsächlichen Großneffen, eines Vertreters für Haustierversicherungen aus Centreville, Virginia. Mit drei großen Schritten war ich in der Eingangshalle – ich stemmte das Portal auf und stand da in der grellen Hitze.

Sie war weg.

Ich war ganz allein im Gluthauch des August auf diesen Marmorstufen. Schweiß rann mir in den Kragen, ein Gestank wie von brennenden Autoreifen stieg um mich auf. Magnolien wuchsen dort, Kreppmyrten und nicht viel mehr. Schwer zu erklären, welche Niedergeschlagenheit mich auf einmal befiel. Ich war doch Mitte vierzig! Enttäuschung war mein täglicher Haferschleim. Zurück in die Tretmühle, Henry.

Und da hörte ich jemanden rufen:

»Ah, da sind Sie ja!«

Ein derart vertraulicher Ton, dass ich mich auf noch einen Verwandten Alonzos gefasst machte. (Die Wax-Familie war zu ihrer Zeit eine mächtige Sippe.) Es war aber jemand anders. Ein Mann, der den Frühwinter seines Lebens erreicht hatte: Silberhaar, stattliche Gestalt, hager, gerade Haltung. Strotzend vor Rüstigkeit: Seine Haut sah aus wie mit Bimsstein bearbeitet. Er nahm meine Hand und hielt sie vielleicht eine Sekunde zu lange fest, aber sein Lächeln war gütig und etwas unstet. In einer BBC-Sitcom wäre er der Vikar gewesen. Und wäre auf einem Fahrrad mit dicken Packtaschen eingetrudelt.

»Mr. Cavendish«, sagte er (und in der Tat mit britischem Akzent). »Dürfte ich kurz mit Ihnen sprechen?«

»Worüber?«

Und hier bricht meine Schilderung der laufenden Ereignisse zusammen. Denn als er nun sprach, war es, als habe er bereits gesprochen. Und es war, als spreche auch Alonzo aus seinem nasen Grab. Und vielleicht stimmte sogar ich selbst mit ein. Wir alle im selben hilflosen Akkord, nicht ganz im Einklang, aber unmöglich auseinanderzuhalten.

»*Die Schule der Nacht.*«